



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Berger, Wilhelm: Alte Leute

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Verdienste, wo sie nach Lage der Sache erwähnt werden mußten, betrübt ihn. Je weniger er, aus Stolz, nicht aus Bescheidenheit, von seinem Wirken öffentlich Aufhebens machte, desto berechtigter glaubte er sich, in der Öffentlichkeit nicht von andern übergangen zu werden. Jeder, auch der Edelste und Uneigennützigste, wird so fühlen; auch Bismarck hat bekannt, daß er „Wert auf eine gute Grabschrift lege“ und sich über jedes Zeugnis freue, das ihm beweise, daß er seine Sache den Menschen zu Danke gemacht habe. Und es ist ja auch im Interesse der Menschheit selbst, zu zeigen, daß sie anerkennt, was einer für sie thut.

(Schluß folgt)



Alte Leute

Von Wilhelm Berger



Es ist sonderbar, daß niemand gern etwas vom Alter hören mag, sogar der kaum, der das Glück hat, alt geworden zu sein. Und doch möchte jeder alt werden, und wer es ist, möchte es in den meisten Fällen noch recht lange bleiben.

Am wenigsten ist es der Jugend zu verdenken, wenn sie es durchaus ablehnt, sich vorzustellen, wie ihr einst im Schnee des Alters zu Mute sein möchte. Auch würde das ein vergebliches Bemühen sein: kein Zwanzigjähriger kann das Wesen eines Siebzigjährigen ergründen. In den fünfzig Jahren, die zwischen beiden liegen, vollzieht sich ein vollständiger Wechsel der Beweggründe, aus denen die Handlungen entspringen. Und noch weit mehr: in dieser langen Zeit haben sich die Fäden, die der Geist aus den Eindrücken von außen spinnet, und woraus er, stets geschäftig, das Gewebe seiner Weltanschauung herstellt, dermaßen vervielfältigt und verfeinert, daß zwar das Muster deutlich bleibt, aber die Art seiner Entstehung nicht durch das schärfste Mikroskop nachweisbar sein würde. Des Säuglings Ansichten und Meinungen waren wie eine Schrift auf der Gehirntafel, die sich ändern, die sich löschen ließ; man konnte fast immer erkennen, wer sie geschrieben hatte. Ganz anders die des Greises: sie stehen wie in Stein gemeißelt; sie liegen über dem Mark wie die Borke um einen alten Stamm. Woher sie ihm gekommen sind, vermag er nicht zu sagen, er empfindet sie nur noch als die seinigen; wer sie antastet, befehdet seine Persönlichkeit, bestreitet seine Daseinsberechtigung.

Natürlich wissen die Jungen, daß sich auch ihr Sommer einst in Winter wandeln wird. Aber das scheint ihnen noch unendlich lange hin. Wer kümmert sich denn auf dem Wege, den er wandelt, um die Tagereisen, die er in ferner Zukunft zurücklegen muß? Es ist immer nur die nächste Strecke, in die er prüfend vorausblickt. Dem Knaben schwebt der Jüngling vor, dem Jüngling der Mann. Und wie unendlich groß ist die Fülle der Gesichte für den Zwanzigjährigen! Wie genußreich das Gefühl der Kraft, das ihn durchströmt! Er weiß sich nicht zu retten vor all dem neuen Leben, das von allen Seiten auf ihn eindringt, von innen wie von außen. Und da sollte er Neigung haben, sich einen künstlichen Schauer anzufrosteln vor den fernen Tagen, wo seine Pulse langsam schlagen werden, wo es nur noch ein Unbekanntes für ihn geben wird: den Tod? Es wäre unnatürlich.

Wer aber schon ein halbes Jahrhundert hinter sich liegen hat, wer seine schwerste Lebensarbeit gethan zu haben glaubt, der sieht den Herbst vor sich mit seinen klaren, stillen, freundlichen Tagen, mit seiner milden Wärme und dem Füllhorn voll von köstlichen Früchten, das er heranträgt und über die Erde schüttet. Stunden der Ruhe, Stunden der Muße winken ihm. Nun erst glaubt er, sein Leben auf die richtige Weise genießen zu können. Seine Kinder hat er erzogen, so gut er es vermochte, und sie ins Leben entlassen. Sie sind seiner Leitung entwachsen und müssen sich selbst ihr Schicksal schaffen. Wie eine Befreiung kommt es über ihn. Als er heiratete, wußte er da, was ihm die Natur im Rausche der Liebe aufspackte? Dachte er daran, daß er bei Unterzeichnung seiner Eheakten auf lange Jahre hinaus über einen Teil seiner Kraft, seiner Zeit, seiner Bequemlichkeit zu Gunsten des nächsten Geschlechts verfügte? Nein, so nüchtern war er nicht. Eine jener Illusionen, die sich unfehlbar dann einstellen, wenn der Egoismus des Einzelnen zum Nutzen der Gesamtheit gebeugt werden muß, fälschte sein Urteil.

Wohl denkt der Fünfzigjährige zuweilen an den Abstieg in das Thal der Schatten, der auch ihm bevorsteht. Immer häufiger werden die Grauköpfe unter seinen Bekannten. Aber noch weiß er sich auf der Lebenshöhe. Er sieht unvollendete Aufgaben vor sich, die insbesond're ihm gesetzt sind, die er keinem andern überlassen möchte; noch hält er sich für unentbehrlich an der Stelle, die er in der Gesellschaft einnimmt. Und auch mit den Freuden des Lebens hat er noch lange nicht abgeschlossen. Er ist Großvater geworden und sieht nun das zweite Geschlecht heranwachsen, das ihm seinen Ursprung verdankt. Die Enkel — kaum mag er es sich gestehen — sind ihm fast noch lieber, als ihm die Kinder in demselben Alter waren. Er steht anders zu ihnen, das Gefühl der Verantwortlichkeit für sie drückt ihn nicht, sie sind für ihn Rosen ohne Dornen. Der Wunsch scheint ihm durchaus nicht vermessen, noch die Mädchen im Myrtenkranz und die Knaben im Waffenrock zu sehen. Dann mag das Abendrot kommen.

Ein Geburtstag folgt dem andern. Eines Tages hört der Fünfundfünfzigjährige, daß man hinter seinem Rücken von ihm als von dem alten Herrn Soundso spricht. Er lächelt verächtlich. Er schlägt sich an die Brust: „So lange sichs da drin noch regt, ist man nicht alt.“ Aber das Wort geht ihm doch nach und klingt ihm bisweilen unbehaglich in den Ohren. Heimlich wird der Spiegel zu Nate gezogen. Nun ja: die grauen Haare haben sich in letzter Zeit gemehrt, im Barte oben auf den Kinnbacken haben sie schon förmliche kleine Kolonien gebildet, und an den Schläfen schimmert es wie ein leichter Reif. Und die Stirn ist ganz langsam ein paar Centimeter in die Höhe gewachsen. Was aber will das sagen? Gibt es nicht eine Menge gesunder junger Männer, die entweder grauen Haarschmuck tragen oder sich eine Glaze gefallen lassen müssen?

Der Fünfundfünfzigjährige beruhigt sich. Er läßt sich vom Spiegel belehren, daß er allerdings nicht mehr so aussehe wie auf jener Photographie an der Wand, die ihn als Bräutigam an der Seite einer blühenden Braut darstellt. Natürlich nicht. Aber er sagt sich, daß er sich eigentlich zu seinem Vorteil verändert habe. Die ehemals verschwommenen Züge haben feste Prägung erhalten; in scharfen Linien tritt der ausgebildete Charakter hervor. Und schließlich kommt er zu der Einsicht, daß jede Altersstufe ihre eigentümliche Art von Schönheit habe. Die beaux jours fallen bei dem einen früh, bei dem andern spät. Ein Mann kann noch mit siebzig Jahren das Entzücken aller Maler werden.

Damit hat jedoch bei dem Alternden das Nachdenken eingesetzt. Nun möchte er der Frage auf den Grund kommen, wo der Mittagsmeridian des Lebens gezogen sei. Er wendet sich an die Wissenschaft und erfährt von einem Chemiker, daß der menschliche Körper bei voller Arbeitsleistung etwa vom dreißigsten bis zum fünfundvierzigsten Lebensjahre seine größte Menge an Kohlenstoff verbrenne, von da an aber immer weniger.

Darnach also stünde er bereits seit zehn Jahren in der Liste der Abreisenden. Das hat er gar nicht gemerkt. Jedenfalls ist er nicht in einen Schnellzug eingestiegen, sondern in eine altmodische Postkutsche, mit der sichs reizend hintrödelt.

Auf dem nächsten Meilenstein erscheint die Ziffer Sechzig und gleitet vorüber. Muß sich der Fahrende jetzt gefallen lassen, alt genannt zu werden? Er überlegt. Allerdings: Motria treibt er nicht mehr. Wettfahrten auf dem Rade unterbleiben, und die Beteiligung an einem Fußballspiel ist ausgeschlossen. Ein spätes Mittagessen von sechs Gängen mit schweren Weinen, das sich bis in die Morgenstunden hinzieht, ist zu einer gefürchteten Plage geworden. Es macht sich leise ein Bedürfnis nach Wärme bemerkbar; die Widerstandsfähigkeit gegen schädliche klimatische Einflüsse nimmt langsam ab. Dem Sturm, dem Regen, dem Wind entgegen — daran ist kein Gedanke

mehr. Keine Spur mehr von titanischem Troß, der dem Schicksal herausfordernd die Stirn bietet. Man beugt sich vor jeder Notwendigkeit, vielleicht noch mit saurer Miene und begehrllichem Schielen nach unerreichbar gewordenen Früchten; aber man beugt sich doch und ist so klug, nicht mehr zu wollen, was man nicht mehr kann.

Im übrigen aber: die gewohnten Geschäfte des Lebens leiden nicht. Als stille Gehilfin tritt die Routine ein und erleichtert die Arbeit. Schon suchen die Gedanken mit Vorliebe vertraute Bahnen; dennoch lernt man noch immer weiter, dennoch vermag man noch immer, mit den geistigen Strömungen der Zeit eine gewisse Fühlung zu behalten, und kann zuweilen, namentlich wenn ein Glas alten Rheinweins die Herzthätigkeit erhöht hat, mit der Jugend fühlen und empfinden.

Aber die Kutsche rollt unaufhaltsam weiter. Siebzig Jahr ein Greis — heißt es in dem alten Spruche. Nun hilft kein Sträuben mehr: das Alter ist da. Angepocht hat es oft genug, aber immer wieder hat es sich bescheiden zurückgezogen, wenn es merkte, daß es noch nicht willkommen sei. Jetzt aber bleibt es und richtet sich häuslich ein. Der Gast muß geduldet, ja der Versuch muß gemacht werden, sich mit ihm zu befreunden.

Bei gutem Willen ist das nicht allzu schwer. Denn noch immer, wenn auch die Wintersonne scheint, quillt das Leben aus geheimnisvollen Tiefen zu, so unbegreiflich wie am ersten Tage. Langsamer freilich, wie aus teilweise verstopften Röhren, aber es fließt doch noch und treibt das verwickelte Werk. Die Augen sehen noch, die Ohren hören noch, und unzählige Fäden verbinden noch das Innere mit der Welt. Allerdings gilt nun wohl meist das Goethische Wort: „Wer lange lebt, hat viel erfahren, nichts Neues kann für ihn auf dieser Welt geschehn.“ Aber doch nicht immer. Wären alte Leute so eifrige Zeitungsleser, wenn sie damit nichts Neues erfahren? Ben Akiba mit seinem „Es ist alles schon dagewesen“ muß zu jener stumpfsinnigen Sorte von Greisen gehört haben, die für neue Eindrücke unempfindlich sind. Es wäre doch eine traurige Weisheit, die in einem solchen Spruche enden müßte. Wo bliebe da die Evolutionstheorie, dieser glänzende Erkenntnisblick der spekulirenden Wissenschaft, der den immerwährenden Fortschritt an ein Naturgesetz gebunden zeigt? Nein, der Acker der Menschheit birgt noch unzählige Keime, die nach einander treiben werden, je nachdem sie die Wärme erreicht, und immer wird Neues geschehen, so lange Leben auf der Erde ist.

Sollte aber der Greis des Treibens müde sein, sollte ihm schwindeln, wenn er den Blick auf den Wirbel der Erscheinungen richtet, dann mag er sich zu seinen Erinnerungen wenden. Wenn auch sein Leben, von außen betrachtet, arm an bedeutenden Ereignissen gewesen ist, wenn auch einst der Schreiber seines Nekrologs vielleicht mit einer guten Feder voll Tinte aus-

reicht: vor ihm selbst breitet sich eine unendliche Mannichfaltigkeit interessanter Thatsachen aus. Welch eine Reihe von Veränderungen von dem Augenblicke an, wo er sich seiner bewußt geworden ist! Vom Kinde bis zum Greise — in welcher Anzahl von Formen ist er andern, ist er sich selbst erschienen! Was ist nicht alles nach einander aus seinem Innern zu Tage getreten — an Leidenschaften, an Empfindungen, an Gedanken! Mit jedem Jahre fast ist er ein anderer geworden. Alles das findet sich in dem Buche seiner Erfahrungen aufgezeichnet, und daneben der Verlauf seines Lebens in der Welt, eine Menge von Bruchstücken aus dem Schicksal seiner Zeitgenossen, die Geschichte der Politik und der Kultur seit fünfzig Jahren. Dieses Buch der Erfahrungen ist zu einem stattlichen Foliobande geworden. Wenn der Greis darin blättert, glaubt er, einen Roman vor sich zu haben, und er findet es oft unbegreiflich, daß er selbst der Held sein soll. Wie? ruft er kopfschüttelnd aus, das hätte ich gethan? Wie in aller Welt bin ich nur dazu gekommen? So hätte ich einmal gedacht? War ich denn ganz und gar von Gott verlassen? Und es weht ihn etwas an wie ein Grauen vor dem Schicksal, das über ihm war und heute noch ist.

Erkenne dich selbst! wurde ihm in der Jugend gepredigt. Das schien ihm damals nicht sonderlich schwierig. Nun aber, nachdem er über ein halbes Jahrhundert lang äußerst intim mit sich selbst verkehrt hat, findet er, daß er in der Selbsterkenntnis nur geringe Fortschritte gemacht hat. Das meiste darin ist so dunkel und unergründlich wie am ersten Tag. Wie wenig wir von uns selbst wissen — wissen können —, wie viel von unserm Leben da verläuft, wo das Gehirn keine Beobachtungsstation hat: der Greis sieht es endlich ein. Und verzichtend wendet er sich zu der Sphäre, die von dem Lichte des Verstandes beleuchtet ist.

Was mag mir noch bevorstehen? fragt er sich. Vielleicht erinnert er sich einer Abhandlung des Cicero über das Greisenalter, die er einst gelesen — gelesen? nein durchgeackert hat, als ihr Thema ihn so wenig interessirte wie eine Jungfrau auf dem Monde. Er liest sie wieder; über zweitausend Jahre hinweg lauscht der Greis dem Greise.

Enttäuscht legt er sie aus der Hand. Das Opus ist trocken und schwerfällig, voll von Familienklatsch aus den leitenden Kreisen des damaligen Roms, und tischt breit und wichtig die Gemeinplätze der stoischen Lebensweisheit auf. Und wenn nur sein positiver Inhalt zutreffend wäre! Aber auch das ist nicht der Fall. Cicero sagt, in der Regierung eines Staates könnten die alten Leute nicht entbehrt werden. Dagegen ist nichts einzuwenden. Dann aber vergleicht er sie den Steuerleuten, denen auf dem Schiffe das wichtigste Amt übertragen sei. Das ist die selbstgefällige Täuschung eines alternden Staatsmannes. Die Senate sind immer nur die Regulatoren des Kurses gewesen, den die jüngern Volkshäuser bestimmt haben. Sie waren — und

sind noch — die Schutzwehren gegen das allzu stürmisch andrängende Neue. Die Alten vertreten die beharrende Kraft in der rollenden Kugel, die Nachwirkung ehemaliger Stöße. Der neue Antrieb nach rechts oder links geht von geistigen Strömungen aus, die der Greis unbehaglich empfindet.

Nicht alles ist Fortschritt, was von der großen Masse der Lebenden dafür gehalten wird. Sicher ist aber, daß die Herrschaft der Alten Stillstand bedeuten würde. Neue Ideen gebiert das Alter nicht mehr. Und alle Erfahrung hat nur einen relativen Wert. Auch hat sie niemals, wie die Welt einmal ist, das letzte Wort gesprochen. Haben jemals die Väter ihre Söhne, die Mütter ihre Töchter vor Thorheiten bewahren können? Wäre es auch nur wünschenswert, daß die Erziehung leisten könnte, was fanatische Pädagogen von ihr verlangen? Schleppt sich nicht schon genug von Geschlecht zu Geschlecht weiter, das längst wert war, zu Grunde zu gehen?

Gewiß ist die in den Köpfen der Alten aufgespeicherte Lebensweisheit ein kostbares Gut. Aber nur in Zeiten der Stille macht sie sich vernehmbar. Auf dem lauten Markte, in dem Brausen des Sturmes ist sie nur ein einziger Ton unter vielen. Besserwissenwollen ist das natürliche Vorrecht der Jungen, der Aufwärtstrebenden. Laßt uns auch einmal an das Regiment, das ihr lange genug geführt habt! rufen beständig die Jungen und drängen die Alten unbarmherzig von den Ratsstühlen. Diese Bewegung vollzieht sich beständig in allen Kreisen der Gesellschaft, meistens in den Formen achtungsvoller Höflichkeit, manchmal aber auch unter heftigen Fehden. Und immer ist der Sieg bei den Jungen. Das ist der Lauf der Welt. Deshalb gib nach, Alter, gib beizeiten nach! Zum freiwilligen Rückzuge werden dir Fanfaren geblasen, den unfreiwilligen mußt du ohne Sang und Klang vollziehen. Ein „effektvoller“ Abgang von der Bühne ist das letzte, was du dir sichern kannst. Sich selbst überleben — schmerzlichstes Schicksal der Staubgeborenen!

Jede Lebensstufe hat ihren besondern Charakter, den sie mehr oder weniger rein ausprägt. Beim Austritt aus dem Kindesalter fangen freilich die Grenzen an sich zu vermischen. Das dauert so lange, bis das Greisenalter erreicht ist. Kind und Greis — die beiden Extreme — kommen am deutlichsten zur Darstellung. Und es muß wohl zwischen ihnen eine gewisse Wesensähnlichkeit sein. Daher kommt es, daß zwischen alten Leuten und dem kleinen Volk häufig ein inniges Freundschaftsverhältnis angetroffen wird. Die alten Lieblinge der Kinder sind nicht etwa in Stumpfsinn versunkne Greise und Greisinnen; mit solchen weiß schon ein aufgeweckter Dreijähriger nichts rechtes anzufangen und erkennt mit erstaunlichem Scharfblick ihre Gebrechen, für die er keine Spur von Mitleid hat. Nein, es sind die zur Milde und Güte durchgereiften, die alle Äußerungen der reinen, unverfälschten Natur mit freundlichem Lächeln und liebevollem Verständnis betrachten. Es sind die glücklichen Naturen, die unverbittert die Enttäuschungen des Lebens über sich haben er-

gehen lassen, die gebornen Optimisten, die allem eine helle Seite abzugewinnen verstanden. Dafür enden sie dann auch nicht in Nacht und Grauen, wie die Murrköpfe und stachelchaligen Sonderlinge, die in Selbstsucht stecken geblieben sind, sondern in dem sanften Scheine der Abendsonne, wo immer ihr Weg liegen möge, gleichviel ob auf den Höhen oder in den Tiefen der Gesellschaft.

Niemand wird behaupten wollen, daß dem Alter die Lebensfreude fehle. Die Erfahrung lehrt das Gegenteil. Daß alte Leute häufiger als junge von jener Stimmung befallen werden, die Salomo mit den Worten ausdrückt: „Es ist alles eitel“ — ist nur natürlich. Die Todessehnsucht ist ein Gefühl, dazu bestimmt, den Weg zur Ausgangspforte zu einer Via triumphalis zu machen; deshalb stellt sie sich ein, wenn das Leben ebbt. Sein unabänderliches Schicksal selbst zu wollen — das ist Freiheit. Wer den Schlaf sucht, weil er müde ist, und das Nirwana, weil die Schleier der Maja vor ihm gefallen sind, der wirft die Welt von sich. Es ist seine eigne That. Und dennoch: wie wenig alte Leute mögen wohl den erlösenden Freund Hain, mit dem sie so häufig geliebäugelt haben, zufrieden lächelnd willkommen heißen, wenn er ihnen endlich die Knochenhand bietet, um sie in jenes Land zu führen, von wo kein Wanderer wiederkehrt?

Ich kannte ein uraltes Spittelweiblein, das auf dem weiten Erdenrund keinen einzigen Verwandten zu nennen wußte und nur noch für die alltäglichsten Erscheinungen des Lebens ein blödes Verständnis hatte. Aber nie kam ihr der Wunsch, von der freundlichen Gewohnheit des Daseins zu scheiden, nicht einmal im Winter, wenn sie fröstelnd an dem spärlich geheizten Ofen saß, ein Gegenstand des tiefsten Mitleids für alle, die des Anblicks ungewohnt waren. Aus der Stube, die sie gemeinsam mit drei andern verhuzelten alten Weibern beherbergte, war sie seit Jahren nicht herausgekommen, weil sie keine Treppe mehr begehen konnte. Aber an langer Weile litt sie nicht. Einst im Januar, als ich sie wieder dicht am Ofen gefauert fand und ihre Kinnbacken vor Kälte aneinanderschlugen, fragte ich sie geradezu, ob sie kein Verlangen trüge, in die himmlischen Wohnungen überzusiedeln. Da schüttelte sie den Kopf: „Dazu bleibt noch Zeit genug, Herr; die Ewigkeit ist noch lang. Sehen Sie: sind wir erst ein paar Wochen weiter, dann scheint mittags schon die Sonne dort in die Fenster, und meine Blumen fangen an, neue Knospen zu treiben. Und wenn sie in Blüte stehen, sitze ich dahinter. Und draußen spazieren Leute vorüber, prächtig gekleidet, und Kinder spielen umher und rufen und lachen. Ach, Herr, es ist eitel Lust und Herrlichkeit vom Morgen bis zum Abend. Kann ich mir etwas Schöneres wünschen?“ Und das frierende uralte Spittelweiblein hegte und pflegte seinen bescheidenen Frühlingstraum und war glücklich dabei — glücklich, obgleich ihr von dem großen Strom der Liebe, der beständig durch die Menschenherzen flutet, kein Tröpfchen zu gute kam.

Wer möchte sich eine solche homöopathische Verdünnung des Lebens wünschen, ehe es erlischt?

Renan schrieb kurz vor seinem Tode: „Wenn mir in meinen letzten Jahren nicht noch herbe Leiden zugeteilt werden, so kann ich, indem ich vom Leben scheidet, nur dem Urquell alles Guten für den reizenden Spaziergang danken, den er mich durch die Wirklichkeit hat thun lassen.“ Beneidenswerter Renan! Deutscher und tiefer äußert sich Nietzsche, wenn er in glücklicher Ahnungslosigkeit seines eignen beklagenswerten Schicksals sagt: „Das selbe Leben, das seine Spitze im Alter hat, hat auch seine Spitze in der Weisheit, in jenem milden Sonnenglanze einer beständigen geistigen Freudigkeit. Dann ist es Zeit und kein Anlaß zum Zürnen, daß der Nebel des Todes naht. Dem Lichte zu — deine letzte Bewegung; ein Sauchzen der Erkenntnis — dein letzter Laut.“



Der erste Beste

Erzählung von Otto Verbeek

(Schluß)

19



eht aber — es kam wieder ein Wagen angerumpelt —, dieser mußte doch nun endlich vor dem Hause still halten. Frau Heidenreich ließ das Zeitungsblatt sinken und sah wieder nach der Uhr. Jetzt konnten sie wirklich da sein. Sie horchte nach dem offenen Fenster hin. Richtig, er hielt. Da klappte der Schlag zu. Nun noch die Treppen herauf — o Himmel, wie sie sich auf das Kind freute! Jetzt waren sie im ersten Stock, jetzt im zweiten. Sie richtete sich von ihrem Kissen auf, sie schob die Decke von den Knien, wollte aufstehen — da rasselte das Thürschloß draußen, und wenige Sekunden später schoß auch schon Margarete ins Zimmer. Wie eine Schwalbe, rief der Regierungsrat vergnügt.

Stürmisch, gar nicht schwalbenhaft fiel sie über die Mutter her.

Mein Süßes, mein Einziges! Mama, Mama! Hab ich dich! Gieb her dein liebes Gesicht! Wie siehst du aus? Blaß — aber schrecklich lieb. Wie konntest du krank werden! O meine geliebte Mama!

Nu nu, laß mir nur noch ein Endchen von ihr übrig, rief der Vater lachend. Du zerdrückst und zerknüllst sie mir ja ganz.

Ach, laß mich sie nur ein bißchen zerdrücken, bat Margarete. Ich mach sie dann wieder glatt — nicht wahr, du?

Sie kauerte auf dem Rande des Divans, auf dem sie die Mutter mit zärtlichen Händen „angenagelt“ hatte. Die also Gemäßregelte sah mit ihrem